

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 236.

Sonntag, 8. Oktober.

1916.

Die Lierbachs-Mädels.

(13. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Das Schlimmste waren die Zweifel an dem Charakter ihres Gatten. Und weil sie sich sagte, daß sie ihr Selbst wahren, festhalten müsse an dem, was ihr recht und gut und der Begeisterung wert erschien, sich nicht von ihm unterjochen lassen dürfe, ward sie immer mehr zur Rebellin, die ihm kritisch, mit innerem Widerspruch gegenüberstand.

Es ließ sich nicht vermeiden, daß sie oft mit dem „Kompagnon“ zusammentraf, und dann sah sie zwischen diesen beiden Männern und mußte im stillen immer dem einen recht geben, stimmte jedem Wort zu, das Max sprach, und war, ohne es zu wollen, die heimliche Gegnerin ihres Mannes. Entsetzt über die eigenen Gedanken, schaute sie auf die schönen vornehmen Hände des Architekten mit den langen, schlanken Fingern und verglich sie mit Emils kurzer, breiter, brutaler Hand und schreckte dann unwillkürlich zurück vor dieser Berührung.

Es war merkwürdig, wie oft ihr Mann sagte: „Du bist gerade so unpraktisch wie mein Herr Kompagnon. Ihr mit eurer Menschenliebe! Da könnt ihr weit!“ Oder er höhnte, wenn Grete irgend eine Wohlfahrts-einrichtung befürwortete: „Ach meine, ich höre Herrn Schmidt reden. Die Leute, die nichts besitzen, sind immer so bereit, zu geben.“

Dann richteten sich die Augen seiner Frau wohl mit einem düsteren Blick auf ihn, mit einer angstvollen Abwehr, als wollten sie flehen: Schweig' doch! Sag' es mir nicht, auch du, wie gleich wir denken. Ich kämpfe doch mit aller Macht gegen die Sympathie, die mich zu ihm hinzieht. Wie eine Befreiung schien es ihr, wenn es hieß: Der Architekt muß wieder einen Auftrag ausführen, in Schweden oder in der Schweiz — nur irgendwo in der Ferne. Und doch, wenn er fort war, dann fühlte sie erst ihre große grausame Vereinsamung.

Heimweh nannte sie dieses schmerzliche Berren und Dehnen am Herzen. Sie wollte sich nicht eingestehen, daß ihre Sehnsucht nicht den Eltern und nicht der Schwester, nicht der Isar und nicht den bayerischen Bergen galt, sondern weiterflog zu dem Mann mit dem ernststen, dunklen Gesicht, mit den vornehmen, schlanken Händen.

So schwer auch manche Stunde scheint, die Tage gleiten doch rasch, unfassbar, in immer schnellerem Tempo von uns fort.

Grete's Hochzeitstag jährte sich nun schon zum dritten Male. Es war wohl nicht ganz bedeutungslos, daß ihr Mann dieses Mal vergaß, ihr Blumen zu bringen. Seine Verliebtheit, die ihr immer noch Macht über ihn gegeben, ihn nach jedem Streit dazu gezwungen hatte, versöhnlich einzulenken, kühlte sich immer mehr ab, und es gab keine Brücke mehr über ihre innerliche, seelische Fremdheit voneinander.

Es war für Eschhofen eine große Enttäuschung, daß er auch in seiner zweiten Ehe kein Kind bekam, und er

grollte seiner Frau, weil ihm dieser heiße Wunsch ver-sagt blieb.

Grete hatte zweimal die Eltern besucht und ein paar Sommertage mit ihnen auf dem Lande verbracht. Länger ließ ihr Gatte sie nicht fort. Er wollte es immer so einrichten, daß aus irgend einem Grunde ihre Anwesenheit nötig war.

In der letzten Zeit waren schlimme Nachrichten über die Verhältnisse der Schwester zu ihr gelangt; so gut sie konnte, half sie aus und hätte gern mehr geschickt, wenn sie über größere Mittel hätte verfügen können; aber sie mußte über das Geld, das durch ihre Hände ging, genau Buch führen und wollte sich um keinen Preis mit einer Bitte an ihren Mann wenden, denn sie wußte, wie verächtlich er über die „Malersehe“ sprechen würde.

Falk hatte nämlich, nach dem Tode seines Vaters, seine Erbschaft angetreten und nichts Eiligeres zu tun gehabt, als mit dem bescheidenen Kapital ein Haus zu kaufen. Ohne irgend jemand um Rat zu fragen, ließ er sich von einem geschickten Agenten vorspiegeln, daß er ein fauvels Geschäft mache: künftig frei in der Wohnung sitzen und noch einen schönen Gewinn einnehmen könne.

Es stellten sich bald die Schäden heraus. Das Haus war schlecht gebaut; man hatte die Mieten künstlich in die Höhe geschraubt; die großen Einnahmen standen nur auf dem Papier, die Wohnungen blieben leer und die Kosten für die Reparaturen überrannten den mit solchen Dingen nicht vertrauten Maler aufs peinlichste. Der Zuschuß von zu Hause, mit dem man früher die laufenden Ausgaben bestritten hatte, fiel natürlich weg. Ärger und Verdruß verdarben Walde-mar die Stimmung zum Malen; er verkaufte schlecht und konnte die Zinsen für das auf dem Hause ruhende Bankgeld nicht aufbringen. Lierbach hatte schon ein paarmal gehoffen, aber schließlich erklärt: so könne es nicht weitergehen. Falk müsse das Haus verkaufen und trachten, wenigstens sich selbst durchzubringen. Nach vielem vergeblichen Suchen, nachdem er an dem törichten Kauf den größten Teil seines Vermögens verloren, blieb Walde-mar nichts anderes übrig, als eine Stellung an einer Malakule in Milwaukee anzunehmen, das einzige, was er bekommen konnte; während seine Frau mit den Kindern wieder zu den Eltern zurückkehrte.

Als Grete diesen Entschluß erfuhr, war sie so bestürzt, daß sie sofort nach München reiste, um ihre arme Schwester zu trösten, um den Eltern in der traurigen Stimmung nahe zu sein. Auch Walde-mar tat ihr ja so von Herzen leid.

In der Falk'schen Wohnung erkannte sie erst recht, wie sie in diesen letzten Jahren verwöhnt und an-spruchslos geworden war. Sie sah jetzt die Armseligkeit der Räume, die heruntergekommene Einrichtung, ein buntes Gemisch von stilvollen kostbaren Möbeln und höchst primitivem Hausrat, das schmutzige Dienstmä-dchen, die Enge und Bedrängnis der ganzen Lebens-

führung. Im Atelier hingen eine Menge unverkaufter Bilder, die Kinder waren ungezogen, weil Trudel sich nicht genügend mit ihnen beschäftigen konnte, sich nur abmühen mußte, um ihre Sachen zu flücken und mit den geringen Mitteln einigermaßen durchzukommen. Mit einem tiefen Seufzer sagte sich Grete: Also das ist aus der Liebesheirat geworden, die mit solchem Eigensinn, mit so heißer Leidenschaft durchgesetzt worden war!

Trudel war aufgelöst in Tränen über den Abschied, aber Falk ging offenbar nicht so ungern weg. Mein Gott, er mußte ja eine gewisse Befreiung darin finden, aus allem herauszukommen, kein Kindergeschrei mehr zu hören, wieder ein Junggesellenleben beginnen zu dürfen, wenn es auch in der Fremde war.

Grete, die gehofft hatte, sich einmal daheim ein wenig auszuweinen, sagte kein Wort, daß auch sie ihre Wahl bereue. Man hätte angesichts der wirklichen Not, die sich hier geltend machte, ihre Seelenarmut nicht verstanden.

"Gott sei Dank, daß du so gut verorgt bist!" meinte die Mutter mit einem bewundernden Blick auf ihren kostbaren Mantel und die Perlschnur, die sie um den Hals trug.

Die gute Frau Amalie war gerade eifrig beschäftigt, in ihrer Wohnung Platz zu schaffen für die Entkinder und für die Tochter, die als traurige, verhezte Frau wieder heim kam ins Elternhaus, um sich hier zu erholen von ihrem Liebesglück.

Es hatte etwas Erregendes, Rührendes für Grete, wie bereitwillig die Mutter sich opferte, wie gut und nachsichtig auch der Vater war. Kein Wort des Vorwurfs kam über seine Lippen, und er wäre doch so berechtigt gewesen, nun triumphierend zu sagen: Seht ihr nun, wie recht ich gehabt habe!

Die Hände hätte sie ihm küssen mögen in bewundernder Liebe. Aber es war immer eine gewisse Scheu gewesen zwischen ihnen, Gefühle auszudrücken; jene herbe Zurückhaltung vor Bärtlichkeiten, die im bayerischen Charakter liegt und die sie nicht zu durchbrechen vermochte, auch wenn ihr Herz überfloß in warmer Begeisterung für ihren Vater.

Ach, sie sah mit tiefem Schmerz, wie grau er geworden war, daß er nun mit der Brille malte und oft wie in plötzlicher Ermüdung die Palette aus der Hand legen mußte.

Wie ein Vorwurf traf sie auch Lüderts' schmaler gewordenen, leidvolles Gesicht.

"Er ist ganz verändert, seit du fort bist!" sagten sie ihr alle. "Er spricht so wenig; er wird immer mehr zum Einsiedler. Manchmal wird uns ganz bang um ihn."

Als er ihr die Hand drückte, fühlte sie sofort, daß er der einzige war, der sie durchschaute, der erriet, wie wenig glücklich sie geworden war. Er hatte sie nicht vergessen; er hing noch immer mit alter Treue an ihr, und darum besaß er auch jenes Verständnis, das nur eine große selbstlose Reizung gibt.

"Wo in guter Kamerad!" sagte sie herzlich. "Wie geht es Ihnen denn? Was macht die Kunst? Zeigen Sie mir doch Ihre Studien, Ihre letzten Bilder!"

"Ach, man schuftet so weiter und fragt sich, wozu? Kunst braucht Freude, und ich habe keine mehr! Sie ist fortgezogen", gab er traurig zurück.

Sie mußte nach wenigen Tagen wieder heimreisen, weil ihr Mann gerade jetzt eine Gesellschaft geben wollte. Sie sprach nichts von den häuslichen Verhältnissen. Für Eschhofen war es ja eine Schande, kein Geld zu besitzen, und sie hatte es nicht ertragen können, seinen verächtlichen Ton zu hören.

Max Schmidt war wieder von einer längeren Reise zurück, und als er bald darauf einen Abend bei ihnen zubrachte, war unter anderen neuen Projekten auch davon die Rede, daß der Kommerzienrat, der sich in der Bodenheimerstraße eine neue Villa bauen ließ, seinen Salon mit großen sonnigen Landschaften ausschmücken lassen wollte, damit der geräumige Saal keinen nüchternen Eindruck mache.

Man besann sich, wem man den Auftrag geben sollte, und Grete rief mit bittendem Ton: "Lüderts, mein kleiner Freund Lüderts, könnte das famos machen! Ich würde ihm so gern diese Freude verschaffen!"

Sie schaute den Architekten mit einem flehenden Blick an, und er unterstützte auch sofort ihren Vorschlag: "Ich glaube, bei dem künstlerischen Verständnis der gnädigen Frau können wir nur froh sein, wenn sie uns einen Namen zu nennen weiß. Sie wird keinen Talentlosen empfehlen."

"Lüderts malt ganz gut", sagte Eschhofen mit Kennermiene. "Aber ich gebe ihm den Auftrag nur unter der Bedingung, daß du über die geschäftliche Abmachung schweigst. Er kriegt, was ich mit ihm vereinbare. Sonst nehme ich keinen Münchener; keinen von den Schülern meines Vaters."

Grete wußte: Lüderts würde jede Bezahlung annehmen, jeden Kontrakt unterschreiben, wenn er nur in ihre Nähe kam. Das durfte sie ihrem Gatten freisich nicht verraten.

"Ich hoffe, Herr Schmidt sorgt dafür, daß der arme Mensch nicht zu sehr übervorteilt wird!" bemerkte sie nur, so leicht hin und heiter als sie konnte. Aber zwei Augenpaare tauchten wieder ineinander in ernstem, tiefem Einverständnis. Mehr als je fühlten die beiden sich als stumme Verbündete.

Als Lüderts die Nachricht bekam, packte er sofort seinen Koffer und fuhr noch in der Nacht nach Frankfurt.

Grete traute ihren Augen kaum, als er schon am nächsten Vormittag in ihrem steifen, ungemütlichen Salon vor ihr stand.

"Ja, sind Sie denn hergefliegen?" fragte sie ganz verwundert.

"Leider kann man das nicht. Aber ein Schnellzug ist auch nicht übel", sagte er mit ganz verklärtem Gesicht. "Vor allem meinen heißen Dank, Frau Eschhofen! Oder darf ich Frau Grete sagen?"

"Wenn mein Mann es hört, lieber nicht. Aber danken brauchen Sie mir auch nicht. Ich freu' mich doch selbst über das Stück Heimat, das mit Ihnen hierher kommt."

Ach sie war arm geworden. Sie wußte jetzt, was solche Treue bedeutet, wie er sie für sie hatte.

"Leider bin ich in meinem Hause nicht die Herrin, die es Ihnen behaglich machen dürfte, wie es früher bei den Eltern war", fügte sie ein wenig verlegen hinzu. "Wenn Sie es nicht fertig bringen, sich bei Emil einzuschmeicheln, dann kriegen Sie halt auch nur Einladungen auf gedruckter Karte, und ich weiß nicht, ob Sie dann mehr als einmal Folge leisten."

"Ich bin entschlossen, Herrn Eschhofen den Hof zu machen", bemerkte er mit einem lustigen Zwinkern in den Augen, über das sie sich freute, weil es doch wieder ein Erwachen seines alten Humors verriet. "Was man recht gern will, das setzt man auch durch."

Tatsächlich brachte Lüderts mit Geduld und Ausdauer das Kunststück zuwege, sich Eschhofens Gunst zu erobern. Wie er das erreichte, blieb Grete ein Rätsel. Er bekam wirklich die Erlaubnis, zuweilen ohne Aufforderung, ganz zwanglos beim Abendessen zu erscheinen. Zum Glück erschien er in so elegantem Anzug, daß Eschhofen an seiner Erscheinung nichts auszusagen haben konnte; und als er sich auch noch als guter Schachspieler entpuppte, schidte dieser gleich nach ihm, wenn er ein paar Tage nicht gekommen war; er selbst fand wohl die Anwesenheit eines Dritten willkommen, und der kleine verwachsene Maler, der sich so ergeben seinem Willen fügte, packte ihm als harmloser, anspruchsloser Gesellschafter, wenn er Lust hatte, zu Hause zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)



Wenn mein Port brennt, versuchen andere, ihre Pfeife daran anzugünden.
(Türkischer Spruch.)

Aus der Kriegszeit.

Freiherr von der Goltz-Pascha und die serbische Armee. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, so schreibt uns ein Mitarbeiter, daß die serbische Regierung einst mit dem verstorbenen Generalfeldmarschall Freiherrn von der Goltz in Unterhandlungen eingetreten war, um seine großen Fähigkeiten der Armee des Landes dienstbar zu machen. Dr. Vladan Georgewitsch, der später unter König Alexander Ministerpräsident war, hatte als serbischer Gesandter in Konstantinopel Gelegenheit gehabt, den Reformator der türkischen Armee kennen zu lernen, und seiner Regierung nahegelegt, wie sehr die Gewinnung desselben für die Durchführung des militärischen Staatsprogramms von Vorteil sein könne. Bevor man jedoch von Belgrad aus mit positiven Vorschlägen an Goltz herantrat, erging an ihn eine Einladung zu den serbischen Herbstmanövern des Jahres 1898, die auch angenommen wurde. Goltz schrieb damals an Dr. von Düring-Pascha, daß die Idee, die „serbische Armee recht kriegstüchtig und flott zu machen, ihn sehr reizte und er gern seine besten Kräfte dafür einsetzen würde“; er wolle zunächst auf dem Manöverfelde die Armee König Alexanders kennen lernen und sich eine Meinung bilden, ob und auf welche Weise er ihr nützlich sein könne. Da gerade zu dieser Zeit von der Goltz die Türkei zu verlassen sich anschickte, weil er dort seine Vorschläge nur zum kleinsten Teil durchzusetzen vermochte, so glaubte Ministerpräsident Georgewitsch, man müsse schleunigst mit beiden Händen zugreifen, um das Organisationsalent des Generals für Serbien zu gewinnen. Im Ministerrat vom 24. Dezember 1897 wurde dann das königliche Dekret unterzeichnet, durch welches Erzherzog Milan zum Kommandanten der aktiven Armee ernannt wurde, und Georgewitsch erhoffte von letzterem, mit Milan an der Spitze und an seiner Seite v. d. Goltz als Generalstabschef, das Beste für sein Land. Bald war jedoch nicht mehr die Rede von einer Berufung des deutschen Reorganisations, vermutlich auf Vertreiben Rußlands, das auch mit der Rückkehr Milans nach Serbien und seiner Ernennung zum Armee-Oberbefehlshaber sehr wenig zufrieden war. Der Untergang der serbischen Armee in dem immer noch tobenden Weltkriege legt den Gedanken nahe, ob das Schicksal des ganzen Landes sich nicht vielleicht anders gestaltet hätte, wenn eine militärische Kraft, wie v. d. Goltz, sich ihrer Umbildung mit deutscher Gründlichkeit angenommen hätte.

Die Abenteuer eines französischen Postpaketes. Die folgende Geschichte eines Postpaketes, die in den Pariser Blättern veröffentlicht wird, beleuchtet von neuem die bürokratischen Mängel der französischen Militärverwaltung: „In den ersten Tagen des Juli wartete ein junger Poilu des Jahres 1917 in dem Depot seines Regiments in Korsika auf seine Abberufung zur Front. Zur selben Zeit sandte ihm seine Mutter ein Liebesgabenpaket. Viele Wochen verstrichen, aber von dem jungen Poilu lief weder ein Dankschreiben noch eine Bestätigung ein. Sollte er das Paket nicht erhalten haben? Diese Annahme wurde aber wahrscheinlich, da die Mutter inzwischen Kunde von der Abreise ihres Sohnes zur Front erhielt. So mußte das Paket also verlorengegangen sein. Aber nein, die Militärverwaltung ist achtsam und ehrlich. Das Paket liegt noch immer in Korsika auf dem Bahnhof. Warum, fragt ihr, wurde es von dem Depot dem Empfänger nicht ins Feld nachgeschickt? Warum wurde es überhaupt nicht vom Bahnhof abgeholt? Die Lösung dieses Rätsels ist sehr einfach: Es war eine Frachtnachzahlung von 10 Centimes zu leisten, und der heilige Bürokratismus konnte sich nicht dazu entschließen, in seine eigene Tasche zu greifen. So wartet das Paket heute noch auf dem Bahnhofsammt in Korsika, und wenn der Krieg in 10 oder 20 Jahren aus sein sollte, wird es wahrscheinlich noch immer da liegen. Unsere tief empfundene Verwunderung aber gilt der französischen Militärverwaltung, die es selbst nach zwei Kriegsjahren nicht über sich bringt, für einen ihrer Soldaten 10 Centimes zu opfern.“

Wir marschieren gegen die Rumänen. Wie schlagen in Deutschland die Herzen höher, wenn wir von dem siegreichen Normarsch in Siebenbürgen lesen. Alter deutscher Trug leuchtet in hellen Augen, wenn sie auf den Generalstabsberichten gleich erst suchen, wie den Rumänen heimgezahlt wird.

Deutsche Häuser helfen alten deutschen Sieblern und Bluts-, Stammesbrüderschaft wird da in den Waldgebirgen wieder geschlossen, wo Falkenhahn das Aus- und Aufspüren, aber gleich im großen, im Kesseltreiben besorgt. Es sind traurige Bilder, die unsere Soldaten, die erste und beste Hilfe, die wir den Siebenbürgern senden konnten, sehen, aber nicht bloß traurige. In der „Münchener Abendzeitung“ ist ein Brief aus dem Felde zu lesen, der freundlicher blickt und heimlich, ja, heimatisch anmutet. Vom Marsch schreibt da ein Feldgrauer: „Die Ortschaften, deren bald hier, bald dort eine seitab von der Straße aus dem Grünen winkt, haben nichts an sich, was sie von unseren freundlichen bayerischen und schwäbischen Dörfern unterscheidet — es sei denn höchstens der ollenthalben gebräuchliche Ziehbrunnen, der seinen fahlen, großen Hebelbaum in die blaue Luft streckt. Aber sonst ist nichts anders, und die geräumigen, sauberen, weißen Häuser mit den roten Ziegeldächern und den grünen Fensterläden sind gerade so wie „daheim“ und das Kirchlein steht gerade so in der Mitte mit sonnenblinkendem Dach und kleinem Turmhahn. Ein kleines Städt vor den ersten Häusern waren Leute mit der Östernte beschäftigt und fingen an, uns zum fröhlichen Gruß von den Bäumen herab Apfel, Birnen, Pflaumen zuzuworfen. Doch es sollte gleich noch besser kommen; kaum hielten wir an der Dorfstraße, da kam alles gelaufen, jung und alt, aber nicht mit leeren Händen, sondern mit vollen Körben. Wir hatten bald alle Hände und alle Taschen voll. Apfel, Birnen, Pflaumen, Pfirsiche, Weintrauben, mehr als wir greifen und viel, viel mehr, als wir verzehren konnten. Ich stand mit meinem ungeduldigen Fuchsen bald hilflos zwischen zwei Dorfschönen, sah von einem Korb zum andern und konnte dem lachendfrohen Zuspruch nicht einmal danken — denn ich hatte eine Traube in der freien Hand und biß an einem Apfel. Nach solcher Aufnahme konnte man sich auf die Quartiere freuen, und in der Tat, es war, als ob wir nur im Manöver wären und unsere Anwesenheit ein seltener Ehrentag fürs ganze Dorf. Ich kam zum Schuster, einem freundlichen und wohlhabenden Mann, der, obwohl im Dorso geboren, Deutschland von vielfachen Reisen her gut kannte und außerdem gerne von seinen Amerikafahrten erzählte. Bett und Möbel muhten erst aus dem Keller wieder in die „Gaststube“ geschafft werden; denn man hatte sich vorgesehen, und die Leute waren sogar schon zwei Tage aus dem Dorfe fortgewesen, aus Furcht vor den rumänischen Gorden. Jetzt freilich war alle Not vorbei, und was Küche und Keller geben konnten, wurde den deutschen Reitern aufgetischt. Am Abend ging ich noch ein wenig ins Dorfwirtshaus hinaus, und gerade damit traf ich es noch am allerbesten. Der Wirt, ein Mann von einer selten stattlichen Fülle, stand unter dem Tor und grüßte, und ich erkannte schon am Tone, wieviel's geschlagen hat. „Gräak Iner Gott, Herr Ondrossijer!“ Und fünf Minuten später schon schallte es über den Hof: „Sepha, dua an Litr rei vom hendrschta Fäppla!“ — „Dösch deat bescht, wön i hau“, sagte mir flüsternd und schmunzelnd der wädere Schwabe, und wir schickten uns an, unsere Stammesbrüderschaft damit zu besiegeln.“

Eine Weissagung auf den Weltkrieg. Bekannt ist das tragische Schicksal der Deutschen in Rußland, die durch den Weltkrieg plötzlich zu arg verfolgten Feinden ihres bisherigen Vaterlandes geworden sind, dessen Falschheit sie jetzt erkennen. Mehrfach finden sich in den dortigen, über 150 Jahre alten deutschen Dörfern Weissagungen auf die jetzt eingetretenen Zustände, oder auch auf die Erlösung von diesen Plagen. Im Dorfe Brunnenthal in Samara an der Wolga hat bereits vor mehr als 50 Jahren (wie wir in der vom „Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer“ herausgegebenen Halbmonatsschrift „Die Heimkehr“ lesen) eine weise Frau folgendes prophezeit: Dreimal wird an die Deutschen der Ruf zur Auswanderung ergehen. Wenn die Deutschen zum ersten Male gerufen werden, brauchen sie nicht auszuwandern. Wenn der Ruf zum zweiten Male an sie ergeht, dann ist es Zeit, Rußland zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren; beim dritten Male aber werden sie von Rußland selbst ausgetrieben werden. Dies wird von den deutschen Kolonisten, die uns die Weissagung mitgeteilt haben, so gedeutet: Die erste Auswanderung war die nach Amerika. Da konnte gehen, wer wollte. Der zweite Ruf, der bezieht sich auf die jetzige Stunde. Diesem Ruf sollen die Deutschrussen folgen. Nach dem Kriege aber kommt eine Zeit der Bedrückung, wer die erst abwartet, der wird entweder seinen Glauben aufgeben und Russe werden müssen oder aber von Hof und Haus vertrieben werden.

Schach

Alle die Schachhefte betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatt zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.

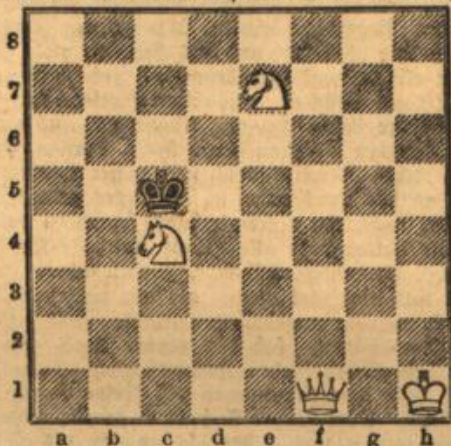
Redigiert von E. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spiel Gelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 8. Oktober 1916.

Aufgaben.

490. F. Köhnlein (Münch. N. N. 1914).



Matt in 5 Zügen.

Partie 182.

Wiener Trebitschturnier 1914/15. (Französisch.)

Weiß: Spielmann. Schwarz: Krejci.

- | | | | |
|-------------|----------------------|--------------------------|----------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e6 | 27. Sh5—f6† | Kg8—g7 |
| 2. d2—d4 | d7—d5 | 28. Sf6×d5 | c6×d5 |
| 3. Sb1—c3 | Sg8—f6 | 29. Dh4—e7† | Kg7—h6† |
| 4. e4×d5 | e6×d5 | 30. g2—g4 | Dg6—b6† |
| 5. Lc1—g5 | Lf8—e7 | 31. Kg1—h2 ¹⁾ | Lf5—g6 |
| 6. Lf1—d3 | Sb8—c6 | 32. Sc3×d5 | Db6—d6† |
| 7. Sg1—e2 | Sc6—b4 | 33. g4—g5† | Kh6—h5 ⁴⁾ |
| 8. Se2—g3 | Sb4—d3† | 34. De7—g7 | e5—e4† |
| 9. Dd1×d3 | c7—c6 | 35. Tf1—f4† | Dd6—f4† |
| 10. 0—0 | 0—0 | 36. Sd5×f4 | Lc7—f4† |
| 11. Ta1—e1 | Dd8—d6 | 37. Kh2—g2 | Lf4×g5 |
| 12. f2—f4 | Le7—d8 | 38. Dg7×b7 | Ta8—d8 |
| 13. f4—f5 | Ld8—c7 | 39. c2—c4 | Td8—d2† |
| 14. Lg5—f4 | Dd6—d8 | 40. Kg2—f1 | Kh5—h4† |
| 15. Lf4—e5 | Sf6—g4† | 41. Db7—c8 | Lg6—h5 |
| 16. h2—h3 | Sg4×e5 | 42. Dc8—f5 | Td2—d1† |
| 17. d4×e5 | Dd8—g5 | 43. Kf1—f2 | e4—e3† |
| 18. Tf1—f3 | Tf8—e8 | 44. Kf2—g2 | Td1—d2† |
| 19. e5—e6 | f7×e6 | 45. Kg2—g1 | Td2—f2 |
| 20. f5—f6 | Te8—f8 ¹⁾ | 46. Df5×h7 | Lg5—f4 |
| 21. f6×g7 | Tf8×f3 | 47. Dh7—h8 | Tf2—d2 ²⁾ |
| 22. Dd3×f3 | Dg5×g7 | 48. Dh8—h7 | Lf4—h2† |
| 23. Sg3—h5 | Dg7—f7 | 49. Kg1—h1 | Lh2—f4 |
| 24. Df3—g4† | Df7—g6 | 50. c4—c5 | e3—e2 |
| 25. Dg4—h4 | e6—e5 | 51. Dh7—e4 | Lh5—f3† |
| 26. Ta1—f1 | Lc8—f5 ²⁾ | | |

¹⁾ Oder g7×f6 21. Sc3—e4! d5×e4 22. Sg3×e4 und gewinnt. — ²⁾ Auf 27. g2—g4 folgt einfach Ta8—f8. — ³⁾ Tf1—f2 erscheint wegen der Fesselung unbequem; nach Kg1—g2 fürchtet Weiß bei gelegentlichem Sd5× die Fesselung Dc6. Nun aber ist 31. e5—e4† 32. Kh2—g2 Lf5—g6 33. Sc3×d5 angenehmer, da Dc6 nichts fesselt. Schwarz hat aber einen andern Pfeil im Köcher. — ⁴⁾ Alle Anwesenden hielten Schwarz für verloren. Erst lange Analysen der gefährlichen Stellung ergaben, daß Schwarz trotz seiner verzweifelten Königsstellung stets sich sicher stellen kann. Eingehende Untersuchung lohnt sich in der Tat. Hätte Spielmann dies vorausgesehen, so hätte er mit 32. Dh4† und Remis seinen 3. Preis sicher gestellt. — ⁵⁾ Schwarz hätte beinahe noch ein glanzvolles Turmpfer gebracht. 47. ... Tf1† 48. Kf1×e2† 49. Kg2 e1D 50. Df6† Lg5 51. Dd4† gew.!!

Rätsel-Ecke

(Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.)

Bilderrätsel.



Von der Front.

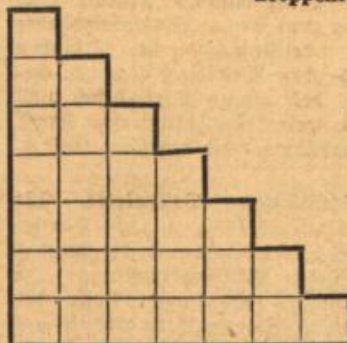
Es ist das 1 nur klein, indessen
Darf man's im Leben nicht vergessen.
Wir sind mit 2 und 3 geboren,
Doch hat schon mancher 3 verloren,
Zum Ganzen 1, 2, 3 nun macht,
Dann tobt darum manch heiße Schlacht.

Ergänzungsrätsel.

... ner, ... lm, Ba ... e, ... ten, ... or, Ba ... ise,
Ha ..., S ... bruch, ... lle, L ..., P ... de., Pf ...

Bei den obigen Wortteilen sind anstelle der Punkte Buchstaben zu setzen, sodaß sinngemäße Wörter entstehen. Die ergänzten Buchstaben sollen im Zusammenhange eine bekannte militärisch-politische Tatsache aus dem jetzigen Kriege ergeben.

Treppenrätsel.



Vokal.

Tier germanischer Walder.

Fluß in Tirol.

Russischer Fluß.

Bauwerk.

Zustand bei Vögeln.

Schauplatz heißer Kämpfe.

In die Felder der obigen Figur sind Buchstaben so einzusetzen, daß ihre wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben. Von der Spitze ausgehend muß jede neue Reihe immer durch Hinzufügung eines neuen Buchstaben zu den vorhergehenden, unter beliebiger Stellung der Buchstaben, gebildet werden.

Rätsel.

Zwei kleine Flüsse nenn' ich dir,
Sie sind gerühmt und wohl bekannt
Als zweier grüner Taler Zier,
In uns'rem schönen Vaterland.

Der eine hat dereinst geschaut
Der Frauen sel'tnen Heldenmut,
— Den Männern hat's damals gegraut —
Sie schützten besser Hab und Gut.

Ein kleines Zeichen nur versetzt,
So findest bald den andern du;
Der einer Festung Fuß benetzt,
Dort fand ein Dichter bitter Ruh.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 472.

Bilderrätsel: Tanzstunde. — Akrostichon: Belgrad
Indianer, Schwalbe, Marius, Abend, Riesengebirge, Karn
then. Bismarck, Dresden. — Landsturm: Verschoßen.



(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Zur Geschichte des Dorfes Naurod.

Von W. Wüß.

Am Fuße des Kellerskopfes, 9 Kilometer von Wiesbaden entfernt, malerisch schön in einem Walde von Obstbäumen versteckt, liegt das Dorf Naurod, heute ein Ort mit 1200 Einwohnern. Es gehörte zu dem alten Amte Wiesbaden und hat mit diesem alle geschichtlichen Wandlungen durchgemacht. Als Naurod zuerst genannt wird, gehörte das Amt Wiesbaden zu einer Unterabteilung der Walramischen Linie, der Nassau-Idsteinischen und seit 1629 der neuen Idsteinischen Linie zu. Vorübergehend zog es 1635 der Kaiser ein und trat es an Mainz ab, von wo es bereits 1648 seinem rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben wurde. Im Jahre 1716 kam es nach Vogel an die Ottweiler, 1728 an die Usingische und 1816 an die Weilburgische, die nachherige Herzogliche Linie.

Wie alle Orte auf die Endung rod oder roth — von roden, anroden — ist Naurod jüngeren Ursprungs; nach Vogel kommt Naurod 1342 und 1362 zuerst vor. 1367 verheiratete Graf Adolf von Nassau, offenbar aus Geldverlegenheit, die Hälfte von Wiesbaden, Burg und Stadt, mit den Orten Schierstein, Erbenheim und Naurod an seine Stiefmutter Jrmengard, Witwe seines Vaters Gerlach, für 430 Gulden. Im Jahre 1362 hatte Naurod schon sein eigenes Gericht und wahrscheinlich auch seine eigene Pfarrei, welche jedoch in den Verheerungen des 30jährigen Krieges einging. Von da an pfarrte Naurod nach Kloppenheim. 1716 wurde es wieder zur eigenen Pfarrei erhoben, und in demselben Jahre wurde wurde das nahe Auringen von Kloppenheim losgelöst und wird seit dieser Zeit als Filiale von Naurod versehen.

Es besteht folgende „Spezifikation der Bestallung von einem Pfarrer zu Naurod-Auringen, der die Nauroder Schule zugleich hält:

1. hat derselbe alles zu genießen in allen Stücken, was ein Pfarrer von Kloppenheim zu Naurod genossen hat; 2. auch alles, was bisher ein Schulmeister allda genossen; 3. geben die Auringer jährlich 10 Reichstaler und 5 Malter Korn einem Pfarrer zu Naurod und es fährt ein jeder gemeins Mann (Bürger) dem Pfarrer ein Karth (Wagen) Holz; 4. bauen die Nauroder und Auringer zugleich die Pfarrgebäude zu Naurod.“

Von Naurod erhielt die Pfarrei Kloppenheim: 1. Wiesenwachs vor 2 Wagen Heu; 2. die Hälfte vom kleinen Zehnten (an Lämmern, Hähnen, Ferkeln, Kraut, Rüben, Flachs, Obst); 3. das 3. Teil am Fruchtzehnten; 4. 6 alb. aus dem Kasten daselbst; 5. die Accidentien wie zu Kloppenheim. Bei der Leiche eines alten Menschen 1 fl. 15 alb., für ein Kind 15 alb., von einer Kindtaufe 15 alb., auszusagen 1 alb., vor die Copulation 1 fl. 15 alb., der Beitrag der Gemeinde Naurod an die Pfarrei Kloppenheim ging sofort an den Pfarrer zu Naurod über; was Auringen an die Pfarrei Kloppenheim liefern mußte, blieb bis zum Tode des derzeitigen Stelleninhabers bei der Stelle Kloppenheim, welche durch die Abtrennung 4 Malter Korn, 10 bis 12 Wagen Heu, 2 Zehende Flachs, einen Wagen

Kraut, 2 bis 3 Lämmer, 4 bis 5 Ferkel, 32 Hähnen, jeden à 3 alb. und 150 Eier verliert.

Der erste Pfarrer zu Naurod übernimmt zugleich die Schule daselbst und erhält dafür 1. an Geld 16 fl., und zwar 12 fl. aus der Kirch und 4 aus der Gemeind; 2. von jedermann eine Hirnsel Korn; 3. vier Umbgänger Brot, an 3 Malter gerechnet; 4. von jedem Kind jährlich 1 fl. und seyn bey 20 Kinder; 5. von einer alten Leiche 20 alb., von einem Kind aber nur 10 alb.; bei einer Hochzeit 6. ein Stück essen und trunf (an anderer Stelle „Brautsuppe“ geheißen), sodann 7. von jedem Mann, der Frucht zieht, eine Garbe Korn und eine Garbe Hafer, deren bei 14 sein; 8. zwei Wiesen und den Kirchhof zu benutzen und 9. von jedem Kind einen Karth Holz.

Der erste Pfarrer in Naurod nach Wiedererrichtung der selbständigen Pfarrei war Cramer, ein Sohn des langjährigen Pfarrers zu Kloppenheim. Cramer wurde am 8. Oktober 1716 zu Idstein ordiniert und am folgenden Sonntag in Naurod in sein Amt eingeführt. Das Schulhaus sollte als Pfarrwohnung dienen, wurde aber, da es räumlich zu beschränkt war, gegen das Haus des Konrad Ernst vertauscht und es wurden dazu die notwendigen Ökonomiegebäude aufgeführt. Am 28. Oktober 1716 trug der junge Geistliche die erste Taufe in das Kirchenbuch der neugebildeten Kirchengemeinde ein, Ostern 1717 gingen 4 Knaben und 4 Mädchen bei ihm zur ersten Kommunion; am 7. April 1717 vollzog er die erste Trauung an Nikolaus Hachenberger und Anna Marie Ernst.

Pfarrer Cramer stirbt 1745, einige Jahre früher war ihm sein Sohn Philipp Cramer als Adjunctus beigegeben worden, welcher nach seines Vaters Tod die Stelle erhält. Dessen Nachfolger wurde im Jahre 1794 Kantor Köllner aus Idstein. Dieser erhält im Jahre 1803 statt des 1/2 Zehnten 18 Malter Korn, 5 Malter Gerste, 10 Malter Hafer, sodann 2 Fuder Lang-, 2 Fuder Gerst- und 2 Fuder Haferstroh.

Die alte, sehr baufällige Kirche stand außerhalb des Dorfes auf einem Berg; heute erinnern noch daran die Bezeichnungen „Kerchhüll“, ein Hohlweg, „Kirchberg“, auch die Flurbenennung „im Kirchgrund“. Sie war nur auf sehr unbequemem Wege zu erreichen, „deshalb finden sich auch fast gar keine Passagiere ein.“ Der Bau der jetzigen im Barockstil aufgeführten Kirche mitten im Dorf wurde 1727 begonnen, 1730 wurde die Kirche eingeweiht. Sie kostete 3677 fl. 20 alb. 5 hll. Der Vorschlag des Baumeisters Bager, der jedenfalls auch den Plan zum Bau entworfen hatte bloß 1616 fl. 5 alb. vorgesehen, wobei das Eichenholz und der Fuhrlohn nicht mitgerechnet waren. Duthmer sagt von der Nauroder Kirche: „Das Pfarrdorf besitzt in seiner Evangelischen Pfarrkirche ein bemerkenswertes Beispiel von kirchlichen Zentralbauten der klassizistischen Zeit. Risse der Nauroder Kirche wurden eingefordert, als Moller die neue katholische Kirche vor

dem Großherzoglichen Palais in Darmstadt projektierte, ein Beweis, daß die Kirche als charakteristisches Beispiel einer Zentralanlage immer erkannt und geschätzt war.“

Zur Feier der Einweihung ist folgendes Büchlein erschienen:

„Geistliche Kirchen-Reimen: Mit welchen Bey Christlicher Einweihung der neuen Kirche zu Nauroth in der Diocesis Wißbaden, Fürstlich Saarbrückischen Gebiets unter Regierung Charlotten Amalien, verwittibter und geborener Fürstin zu Nassau etc. etc. im Jahre 1727 der erste Grund dazu mit Gott gesetzt worden. Zum Lobe Gottes und der Seelen Erbauung Ihre andächtige Gratulation gegen die Gemeinde bezeugen wollte.“

Ein Gesamttes Geistliches Hirtenamt der diocesis Wißbaden.“

Eine Inhaltsprobe aus dem Büchlein lasse ich hier folgen:

„Gott: Ich bin der wahre Gott und brauche keinen Tempel vor mich; und habe nur den Menschen zum Exempel das Himmels Haus gebaut, in welchem alle Zeit Ein großer Sabbath ist und bleibt in Ewigkeit.“

Nr. 7. Ich trage Steine zu, ich helfe selber zimmern: Es ginge sonst gleich der ganze Bau zutrimmern, Der mir zu meinem Dienst von euch gebauet wird, Weil dieser gute Zweck den bösen Feind zerrt.

Nr. 8. Ich muß mich aber auch hierbei mit Ernst beschwehren, Daß ich den Kirm'ssen Tanz noch unter euch muß hören, Der aus dem Heydenthum noch übrig ist, Ob ihr gleich äußerlich gar keine Götzen küßt.

Nr. 9. Mag sich's nun keineswegs zum Gottesdienste schicken, So will sich doch das Fleisch mit solcher Lust erquiden, Die Kirm'ssen gehen ab, die Tänze gehen fort, Man achtet mich dabei so wenig als das Wort.

Nr. 18. Hier denke nun, wie sich so manch und viele Sünden In einem rohen Volk bey solchen Tänzen finden. Bobey gebublet und gekoffen werden muß. Denn sonst bewegt sich da weder Hand noch Fuß.“

Die Reime stammen aus der Feder des bekannten Wiesbadener Kircheninspektors E. G. Hellmund.

Aber die älteren Schulverhältnisse finden wir nur spärliche Anzeichnungen. Pfarrer Cramer übernimmt 1716 mit dem Pfarramt auch die Nauroder Schule und erhält dafür das vorn aufgeführte Gehalt der Schulstelle. 1724 nimmt er den Schuldiener Johann Niklas Schreiner an. 1730 erklärt er, daß er die Schule einem Schulmeister überlassen wolle; der seitherige Schuldiener Schreiner erhält die Stelle. Es folgen Georg Adam Nisbhorn 1745, Grimm 1774 bis 1785. Durch Dekret vom 2. Dezember 1785 wird der Schuldiener Alberti von Abolsted nach Naurod berufen, am 29. April 1813 erhält Zimmermann von Finsterthal die Stelle.

Im Jahre 1486 zahlte Naurod an das Haus Nassau 4 Gulden Hundezgeld, 1505 zwölf Hühner und eine Gans, auch 29 Gulden 18 Albus 2 Heller Kerkweingeld als Abgabe.

1554 kaufte ein Herr von Hattstein dem Grafen Philipp von Nassau-Wiesbaden sämtliche Nauroder Gefälle ab. 37 Jahre lang hat der Hattsteiner alle Gefälle „zu gutem benutzen empfangen und mangelt ihm nit ein Heller daran.“

Die Zugehörigkeit Naurods zum Gericht Wiesbaden legte den Vertretern der Gemeinde Naurod die Verpflichtung auf, an allen gebotenen und ungebotenen Dingtagen — das sind gewöhnliche, deren Zeit festgelegt war, und außergewöhnliche Gerichtstage — in Wiesbaden zu erscheinen, wie aus folgendem Auszug aus dem „Merkerbuch der Stadt Wiesbaden“ zu ersehen ist: „Anno d. XVI (1516, 14. Januar, uff montag nach dem achtzehnten tag ist erschn Adam Becht, Schulthes, die scheffen und ganz gemeyn zu Nurat für (vor) uns, den scheffen zu Wiesbaden und haben willkürlich, namentlich und unverteilt eynhellig erkannt, das sie schuldig und pflichtig sein, aller und jeglichem ungebotenen Dingtag zu Wiesbaden zu erscheinen, als das von iren älteren und inen herkommen seh; und wo sie gemeinlich oder sonderlich solche ungebotene Dingtag ein oder mehr on erlaupnis eyns schultheissen zu Wiesbaden ussbliben und nitt erschiene wurden, von welchem das beschee (geschehe), der wer eym schult. zu Wiesbaden verfallen und zu geben schuldig 30 jung Heller, die er den andern tag bey sonnenschyne usrichten

solle; wer das nit thede, der solt dem schultheis des andern nachfolgenden tags noch als vill (doppelt soviel) und also für und für, als lang er unbezalt hatt, allern tag doppelt verfallen und us zurichten schuldig sehn

1510, 8. April Anno XV cent decimo uff montag nach dem montag nach dem Sontag Quasimodogeniti sind Paulus der Schultheis, Scheffen und ganz gemeyn von Nurat auch auff dem ungebotenen Dingtag hie zu Wiesbaden für Schultheissen und Scheffen daselbst gemeinlich erschienen und erkannt, wie ob geschriben stet.“

Auch Erbenheim und Kloppenheim hatten gleiche Verpflichtung, im Wiesbadener Gericht zu erscheinen

Im 30jährigen Krieg wurde Naurod vollständig zerstört; in einer Eingabe aus der Zeit 1700 bis 1705 an das Hochfürstliche Oberamt zu Wiesbaden sagt der damalige Schultheis: „Es ist erweislich von unfern Vor-Eltern, daß, als die Schweten in daß land gersidet sind (etwa 1638 bis 1640) die Pflüg mitsamt dem Pech an der Kloppenheimer Krenß auf unserm damaligen Felde liegen sind blieben, und verfaulet, den in 7 Jahren Niemand in dem Dorf Naurod ist gewesen, und vor diesem der Weidgang alles umgeadert ist gewesen, fast auch unsere ganze gemard, daher auch achtzig Pflüg In dem Dorfe Naurod gewesen, da wir anjeho aller Erst zwanzig Pflüg haben.“ In einem andern Schreiben heist es: „Auch haben unsere Voreltern uns erzählt, wie daß, als die Schwedischen Truppen in hiesiges Land gekommen, die hiesigen Einwohner so sehr verkommen, daß in sieben Jahren niemand dahier gewohnt.“

Aus der Mark, der Naurod zugehörte, bildeten sich offenbar verschiedene Gemeinden, deren jede ihre eigene Feldmark oder Gemarkung erhielt, Wald und Weide aber blieben gemeinschaftlich. Im Wesen der Mark, in der jeder Freie, der auf seinem Gute saß, im Mitgenuß des der Mark gemeinschaftlichen Eigentums war, ist die Berechtigung verschiedener Gemeinden begründet, im Nauroder Gemeindefeld mit ihrem Vieh weiden zu können. Erhalten hat sich diese Weidgerechtigkeit bis weit ins 19. Jahrhundert hinein. Vor allem war es die Gemeinde Kloppenheim, die im Nauroder Walde ausgedehnte Weidgerechtigkeit besaß. Am 24. Juni 1751 wird die Grenze einer Weidgerechtigkeit festgesetzt: „und fanget dieser Weidstrich an an dem grauen Wald- und Bannstein, welcher oben auf dem Haden steht und Kloppenheimer und Nauroder Gemarkung scheidet, ziehet den Haden hinunter bis auf die Heflöcher Wiesen, zwischen den gedachten Wiesen und dem Mühlberg hinauf bis auf den Auringer Weg; diesen hinunter bis an des Pindels Wiese, über die Nauroder Straße bis an den sogenannten Tanzplatz, dann in einer Bogenlinie weiter hinunter bis auf den sogenannten Haidenader, bis auf den Graben, der der Länge nach am Haidenader herziehet.“ — Aber schon am 26. Oktober 1768 beschwert sich der Schultheis Hermann zu Naurod bei dem Hochfürstlichen Oberamt zu Wiesbaden und führt aus, daß bei dem Gemarkungsbegang mit den Kloppenheimer „sich eine un Einigkeit befunden, als nemlich an der oberauflaude vor des thomas Wihls wih, aber jetziger Besitzer ist Peter Gunsohn, So sind die Kloppenheimer von uns abgegangen, und von da grab auf die Quermbach zu, da Auringen, Nauroth und Kloppenheim sich Scheiten, welchen gang sie sein lebtag noch nicht gethan und die gemard auch nicht dahin geht, welches sich an hundert Morgen beläuft, das sie uns zu stehlen bedacht sind, und den Zehenden auch den Curmainzischen zuspihlen wollen usw.“ Am 21. April 1693 verkauften die Nauroder den Kloppenheimer eine „Pflicht-Weid und gehet die Weid an am feinen waldt bis an die Auringer gemard, den Psaffenbusch und die heiden bis auf die Heflöcher wiesen und dann bis an den Mühlgraben Sollen gemelte Kloppenheimer macht zu treiben und zu weidten haben nach ihrem wollgefallen. Wir halten aber auß in den zweyen weidtern, wenn Es wehrender Zeit Mast gibt vor die Schwein, daß wir solche zu unsern nutzen vorbehalten und die Kloppenheimer Nichts davon haben sollen.“ Der Vertrag ist auf 6 Jahre — 1693 bis 1699 — geschlossen, die Vergütung beträgt für diese Zeit 50 fl. und wird sofort vorausbezahlt.

Von ihren in der „Nauroder Terminey“ gelegenen Wiesen mußten die Kloppenheimer alljährlich 6 1/2 Malter Hafer geben, „welche hinfürhin jedesmal auf Martiny fällig sein, ein und alle Jahre aber von den Kloppenheimer auf einen gewissen Tag, welchen die Nauroder zu bestimmen haben, nach Naurod geliefert werden sollen.“

Von einer anderen Weidgerechtigkeit — Haide, Schwarzenberg, Steintaut, Alsbach bis Auslat mußte Kloppenheim alljährlich auf den dritten Pfingsttag an Weidgeld 28½ Kreuzer zur Gemeinde Raurod bezahlen „und müssen diese 28½ Kreuzer jedesmal hierher in des Schultheißen Behausung gebracht werden; dabei muß der Ueberbringer immer vor Aufgang der Sonne hier in Raurod auf einem sauerweißen Schimmel beritten erscheinen bei Verluß der Weidgerechtigkeit.“ (Abgelöst 27. Juni 1839.) Diese Weidgerechtigkeit war die Ursache ernster, sehr langwieriger Streitigkeiten zwischen den beiden Gemeinden; manchmal hatte sich der Zündstoff der Gegner so gehäuft, daß die Entscheidung mit der Faust herbeigeführt werden sollte: „Wenn wir den Perch nicht weggenommen hätten, hätte es Nord und Todschlag gegeben.“ Kloppenheim beschritt den Rechtsweg, in welchem die Gutachten von Rechtslehrern verschiedener Hochschulen eingeholt wurden; es wurde zugunsten Raurods entschieden, doch dauerten die Weidstreitigkeiten bis zur Ablösung der Weidgerechtigkeit.

Die Gemeinde Hefloch hatte ebenfalls Weidgerechtigkeit in der Rauroder Gemarkung; am 7. Juni 1711 wurde ein Weidgang von beiden Gemeinden begangen „und geht unden in dem Gainers Graben an, An dem gemardstein, der borsat (Vierstadt), Rambach und Raurod scheit und geht den Gainers Graben hinauf und dann die alt straß hinauf bis an die Stallschlo, und dann die stellschlo herobor bis an die straß und dann die straß herauf bis an den stod, und dann die Kloppenheimer straß hinunter bis an den Weg, der von Hefloch nach Auringen gehet, und dann den Weg hervor bis an unser Bäh, da der Gemardstein Stehet und dann stehen die Stein zwischen uns und den Rauroder. Von diesem Wiesen (müssen) wir alle Jahre 12 alb. Rober (nach) Raurod liefern auf Pfingstdienstag vor der sonne aufgang (zu früherer Zeit mußte der überbringer einen weißen Steden als Stod bei sich führen) und haben wir zu genießen brach- und Stoppelweit und haben dieses so oon altersher funden, daß wir mit ihnen weiden und ist frundt (Boden) heßen (Wald) und Mastung den gedachten Rauroder.“ An demselben Tage kam zwischen diesen beiden Gemeinden ein Afford zustande über „ein neues stid weite“: von diesem mußte Hefloch alle Jahre auf Martini zwischen 10 und 12 Uhr 7 Malter Hafer nach Raurod liefern, „wenn wir dieses nicht zur stund liefern, so soll der afort nichts sein.“ Zwischen Raurod und Hefloch, auch zwischen dem nahen Auringen, mit dem der Weidafford nach Ablauf desselben stets um 30 weitere Jahre verlängert wurde, kam es nie zu Weidstreitigkeiten; diese Gemeinden verhielten sich freundlich und nachbarlich, wie sich es für Nachbarn gebührt.

Die Gemeindeverwaltung lag in den Händen mitunter recht intelligenter Schultheißen; dem Schultheiß standen gewöhnlich 3 Gerichtschöffen zur Seite. Hier ist vor allem der Schultheiß Zacharias Hermann zu nennen, der von 1716 bis 1762 dieses Amt verwaltete; er war ein von den Bürgern und der Behörde hochgeschätzter Mann. Unter Hermann ist „durch Gottes und der lieben Obrigkeit Beyhülfe eine neue Kirche, eine Pfarrhofreith, auch ein neues Schulhaus und ein Hirtenhaus erbaut worden.“ Sein Sohn Mathäus Hermann wird 1767 zum Schultheiß erwählt, legt aber 1769 dieses Amt nieder. Es folgen Peter Reiningen bis 1772, Johann Andreas Becht bis 1790, in welchem Jahre der Gemeindevorstand Ludwig Schneider das Schultheißenamt übernimmt und längere Zeit verwaltet.

Einer Eingabe aus 1744, betreffend Zehnte-Kartoffel, entnehmen wir die Stelle: „Die Kartoffel seien erst seit etwa 20 Jahren in hiesiger Gegend bekannt,“ sie wurde also etwa 1720 bis 1724 in Raurod eingeführt.

Die Kriegskosten früherer Zeit wurden zwar noch nicht nach Milliarden bestimmt, aber doch waren schon ganz gewaltige Summen dafür aufzubringen. Im Jahre 1795–96 mußte Raurod 4572 fl. 24 alb. zur Deckung von Kriegskosten aufnehmen, 1801–02 weitere 1500 fl., in 1804 wieder 850 fl. und im Jahre 1814 weitere 1900 fl. Raurod hatte 1763 noch 48 Einwohner, in 1809 betrug die Seelenzahl 294. Diese mußten von 1795 bis 1814 8822 fl. Kriegsteuer entrichten, nach unserer heutigen Währung 15 173 Mark.

In Gegenwart des Herzoglichen Landmessers und Steuerprotokollisten Franz Reinhard Deimling und der 3 Gemarkungsschäfer Christoph Becht, Christoph Her-

mann und Johann Georg Kreuzel aus Raurod wurde im Jahre 1809 die ganze Gemarkung begangen und klassifiziert. Die Gärten und Gartenländereien werden in 3 Klassen gelegt; in der I. Klasse wurde der Morgen zu 192 fl. Wert oder auf 48 fl. Steuerkapital angeschlagen; zu Klasse I gehörten bloß 42¾ Auten. In der II. Klasse wurde der Morgen zu 144 fl. Wert und 36 fl. Steuerkapital, in Klasse III zu 48 fl. Wert und 12 fl. Steuerkapital eingeschätzt. 1/8 Morgen 17¾ Auten wurden in Klasse II, 6 Morgen (2 Sodel 40 Auten), 38 Auten in Klasse III eingereiht. Doch erklären die Schäfer, daß von diesen Gärten keiner gegraben und als wirklicher Garten benutzt würde, sondern abgegraset, die meisten aber, weil sie sonst nichts taugten, mit Ochsen abgeweidet würden. Das läßt auf einen bedeutenden Tiefstand der Gartenkultur der damaligen Zeit schließen.

Ackerland und Wiesen wurden in vier Klassen eingeteilt: der Wert des Morgens in Klasse I zu 80 fl., in Klasse II zu 60 fl., in Klasse III zu 40 fl., in Klasse IV zu 16 fl. angenommen. Das Steuerkapital beträgt bei allen Klassen 1/4 des Wertes.

Der Wert der Wiesen in Klasse I wird für den Morgen zu 192 fl., in Klasse II zu 144 fl., in Klasse III auf 96 fl., in Klasse IV auf 48 fl. festgesetzt; Steuerkapital 1/4 des Wertes. Die Schäfer sind eifrig bestrebt, möglichst wenig in die höheren Klassen zu legen; Grund dazu ist wohl die Furcht vor hoher Steuer. Hofratten und Gebäude gab es im Jahre 1809 zu Raurod 48, welche insgesamt ungefähr 5 Morgen 10 Auten enthalten. Die Seelenzahl betrug 294.

Die Erzeugnisse der Landwirtschaft werden von den Schäfern als sehr gering bezeichnet; im Durchschnitt von guten, mittel und schlechten Jahren stellt sich der Körnerertrag von einem Fuder Winterfrucht auf 2 Malter 2 Firnkel, bei Hafer und Gerste auf 4 Malter 2 Firnkel 10½ Weichel. Als Ursache der geringen Erträge werden schlechter, nasser Boden und sehr starke Beschädigung durch Hochwild angegeben.*

Der Durchschnittspreis stellt sich für die Zeit 1799 bis 1808 nach Angabe der Wiesbadener Polizei-Deputation beim Weizen auf 8 fl. 37 Kreuzer, Korn 6 fl. 27 Kreuzer, Gerste 4 fl. 40 Kreuzer, Hafer 2 fl. 56 Kreuzer pro Morgen.

Im den heute in Raurod sehr hochstehenden Obstbau hat sich der 1907 im Alter von 84 Jahren verstorbene Förster Karl Zigen in hervorragender Weise verdient gemacht, der, nachdem er das Institut Weisberg besucht, vorzügliche Sorten hier einfuhrte, und die Früchte auf den großen Markt zu bringen verstand. Bekannt ist er in der Umgegend unter dem Namen „der Schwarz“, d. h. der schwarze Zigen.

Mit dem Dichter in nassauischer Mundart, Rudolf Dieß, ein geborener Rauroder, kann man heute sagen: „Mei lieb, alt Rauerb is seih (n) in der Reih.“



Ein Nassauer als Kriegsunfreiwilliger in der Armee Friedrichs des Großen.

In alten Akten der ehemaligen Grafschaft Wittgenstein-Berleburg vom Jahre 1760 hören wir nebenbei auch von einem Nassauer, der, wenn auch nicht als Kriegsfreiwilliger, so doch als Kriegsunfreiwilliger an den Feldzügen des großen Friedrich von Preußen teilgenommen hat. Es sind freilich keine Geldentaten, die uns jene alten Akten von unserem Landsmann berichten. Aber der Aktenbericht ist doch interessant genug, um der Vergessenheit entrisen zu werden, gibt er uns doch ein typisches Bild von dem Leben manches armen Teufels jener Zeit und läßt er uns doch bei den Kriegsvölkern einen Blick hinter die Kulissen tun. Wir sehen da, wie arme Menschen wider ihren Willen zum Kriegsdienst gepreßt wurden und wie darum der Ersatz der Regimenter aus manchen fragwürdigen Gestalten bestand, die gern bei passender Gelegenheit Reißaus nahmen.

* Der Morgen Land zu damaliger Zeit hatte 160 Quadrat, auf eine Aute kamen 256 Quadrat oder Riemer Schuh (4 28 cm). 16 Schuh gingen auf die Länge einer Raderreute (Aute). Die Früchte wurden nach Rainiger Maß gemessen: 1 Malter = 4 Firnkel, 1 Firnkel 4 Kämpfe, 1 Kumpf 4 Weichel. Bei Maßstücken gingen 7½ Ohm auf ein Stüd, 6 Ohm auf ein Fuder. 1 Ohm = 80 Maß, 1 Maß 4 Schoppen (2 Riter). Gewichte: 1 Rentner = 100 Pfund, 1 Pfund 32 Lot, 1 Lot 4 Quint. Das Malter Weizen hatte das Gewicht von 150 Pfund, Korn 130 Pfund, Gerste 120 Pfund, Hafer 80 Pfund.

Am 18. Mai 1760 hatte Herzog Ferdinand von Braunschweig an die gräfliche Behörde in Verleburg ein geharnischtes Schreiben gerichtet, daß viele preussische Deserteure in die Wittgensteiner Grafschaft geflüchtet seien; er könne aber nicht zugeben, daß diese Leute darin ein Asylum fänden. Um nicht in den Verdacht zu kommen, als ob die Grafschaft Verleburg mit ihren Wäldern und Schluchten eine Freistätte der Ausreißer wäre, wurde Ende Mai eine gewaltige Razzia in der Grafschaft veranstaltet. Das Ergebnis dieser Jagd war freilich ein kümmerliches: ganze drei preussische Deserteure wurden zur Strecke gebracht, darunter unser Landsmann. Einen vierten Mann, der noch bei der Jagd eingefangen war, der sich bald aber als ein völlig unverdächtiges Individuum und ganz harmloser Schneider erwies, mußte man wieder laufen lassen. Hören wir nun, was unser Landsmann bei seinem Verhör am 4. Juni 1760 in Verleburg zu Protokoll gegeben hat:

„Er heiße Johann Jacob Voller, wäre von Weibelsbach gebürtig und nun ungefähr 27 Jahre alt. (Nach dem Taufbuch von Bergebersbach, zu dessen Kirchspiel Weibelsbach damals gehörte, ist Johann Jacob Voller als Sohn des Wilhelm Voller am 17. Dezember 1733 geboren.) Sein Vater habe Wilhelm Voller geheissen, wäre ein Arzt und Weinwandbruder gewesen, wäre aber von Spitzbuben, eine Stunde von Siegen, todt geschossen worden, worauf seine Mutter, welche eine Tochter des Scharfrichters zu Banse im Wittgensteinschen gewesen, wiederum geheiratet und einen Menschen namens Döring aus dem Waldeckischen, welcher auch ein Scharfrichter gewesen, geheiratet. Arrestatus habe von Jugend auf in dem Dillenburgischen das Vieh gehütet, bis er erwachsen nach Olpe auf die dasige Hütte in Dienste gekommen und durch List des Hüttenverwalters wider Willen zu Falbert in dem Brandenburgischen in Königl. Preussische Dienste und zwar unter das 881. Rheinwiesische Regiment gekommen. Kein Handgeld hätte er bekommen, und müßte wohl der Hüttenverwalter dasselbe von den Offizieren bekommen haben. Unter diesem Regiment wäre er drei Jahre gewesen, bis er bei Zittau desertirt sei, welches nunmehr 1 1/2 Jahre her sein möchte. Seit der Zeit habe er sich in dem Söllnischen, auch manchmal in hiesigem Lande aufgehalten und sich durch Leinwanddruden und Korbmachen ernährt. Seine bei sich habende Frau hätte er anno 1751 zu Gebartshain, auf dem Westerwald liegend (Gebhardshain), geheiratet, worüber er den Taufschein vorweist, und hätte sich selbe die Zeit über, da er in Kriegsdiensten gestanden, bei ihren Eltern, welche arme Leute waren und das Vieh hüteten, aufgehalten, nachher aber sich wieder zu ihm begeben. Er wäre nicht immer recht gesund und das sei die Ursache, daß er desertirt sei, wolle aber nunmehr entweder unter den schwarzen Husaren oder bei der Allirten Armee marquetendern.“

Soweit der Altenbericht. Am 6. Juni wurde dann unser Landsmann mit den zwei andern armen Söldnern nach Marburg in das preussische Lager abgeliefert. Wie es ihm in seinem Leben weiter ergangen ist, ob er ein schmuder Husar geworden oder als Marketenier für die Kriegsvölker geforgt hat, — wir wissen es nicht, weil uns weitere Kunde über ihn fehlt. Jedenfalls gibt uns der Verleburger Altenbericht über unsern Landsmann ein typisches Bild von dem Leben dieser armen unfreiwilligen Soldaten der damaligen Zeit. N.-B.

Altnassauer Allerlei.

W. C. Reisende Handwerksgefallen von Anno dazumal. Im Anfang des 19. Jahrhunderts nahm die Bettellei in vielen Staaten einen sehr großen Umfang an. Allmählich fing man an, sich der Bettler dadurch zu erwehren, daß man sie außer Landes verwies. Wo dies geschah, wandten sich die Bettler anderen Staaten zu, in welchen derartige Ausweisungsbestimmungen noch nicht bestanden. Zu letzteren Staaten gehörte z. B. unser Nassauer Land noch vor neun Jahrzehnten. So mußte noch am 1. April 1829 die nassauische Regierung feststellen, daß „wandernde Handwerksgefallen, welche, arbeitssüchtig, nur von milden Spenden zu leben beabsichtigten, sich auf den Landstraßen des Herzogtums so vermehrten, daß die hinsichtlich der In-

länder unterdrückte Bettellei sich durch jene Ausländer immer wieder erneute, und nicht nur zur vielfachen Belästigung wurde, sondern auch die öffentliche Sicherheit gefährdete.“ Deshalb erließ die nassauische Regierung, dem Beispiel der Nachbarstaaten folgend, im April 1829 eine Polizeiverordnung „die reisenden Handwerksgefallen betreffend.“ Von nun an wurde den nicht im Herzogtum gebürtigen Handwerksgefallen, die Arbeit suchten, nur dann der Eintritt ins Herzogtum erlaubt, wenn ihre Persönlichkeit genau feststand. Sie mußten im Besitz eines gültigen Reisepasses oder eines Wanderbuchs sein, in dem ihr Signalement eingetragen sein mußte; außerdem hatten sie eine Bescheinigung bei sich zu führen, daß sie die Blatternkrankheit überstanden oder die Schutzpockenimpfung erhalten hatten. Weiter mußten sie dartun, daß es ihnen mit der Arbeitsuche ernst war. Letzteres wurde angenommen, wenn sie in ihrem Wanderbuch noch nicht als Bettler verzeichnet waren und sie während der letzten 2 Monate mindestens einmal 14 Tage lang in Arbeit gestanden hätten und wenigstens 5 Gulden Reisegeld besaßen. Auch mußten sie, um nicht in den Verdacht als Bettler zu kommen, ein Kellseisen mit den unentbehrlichsten Kleidungsstücken bei sich führen.

Sch. Die Beseitigung der im Lande aufgestellten Galgen im Jahre 1816. Als merkwürdige Hundertjahr-Erinnerung und als Zeichen der fortschreitenden Kultur ist die im Frühjahr 1816 erfolgte Ablegung der „in einer ebenso großen wie unnötigen Menge auf weit umher sichtbaren Anhöhen“ des Herzogtums aufgestellt gewesenen Galgen zu betrachten. Diese Hochgerichte dienten als Beweis der Hoheit und Strafgewalt der vormals hier gebietenden kleineren Territorialherren. „Schandsäulen“ auf die öffentliche Erziehung“ nannte sie der Regierungspräsident Jbell, als er ihre Beseitigung im Mai genannten Jahres beim nassauischen Staatsministerium beantragte. Zur Anwendung des Strangs bei Todesstrafen werde, so meinte er, ein leicht aufzustellendes und wieder zu beseitigendes Holzgestell genügen. Glaube man aber diese Galgen nicht entbehren zu können, so seien zwei an den Sitten der Kriminalgerichte zu Dillenburg und Wiesbaden vollkommen genügend. Bei dem zu Wiesbaden sei aber zu beachten, daß er in der Nähe eines der besuchtesten Vergnügungsorte auf dem Geisberg eine sehr unschickliche Stelle einnehme. Feinen Ausführungen wurde höchsten Orts beigepflichtet und die Landesregierung am 24. Mai 1816 angewiesen, diese nicht mehr zeitgemäßen „Strafwerkzeuge der peinlichen Gerichtsbarkeit“ entfernen zu lassen. Gleichzeitig erhielten die beiden Kriminalgerichte die Weisung, bei vorkommenden Verurteilungen zum Strang ein Holzgestell in Anwendung zu bringen, das nach der Hinrichtung sofort wieder zu entfernen sei.

Sch. Bergbau und Hüttenwerke des Herzogtums Nassau im Jahre 1856. Im Bereich des Herzogtums Nassau wurden 1856 zu Tage gefördert:

	Betriebe	Arbeiter		Wert
Braunkohlen .	26	730	962 663 Ztr.	158 575 fl.
Eisenerze „ . .	712	4208	5 792 929 „	1 004 432 „
Bleierze . . .	35	2404	{ 81 571 „	407 655 „
Zinkblende . .			{ 105 719 „	95 170 „
Kupfererze . .	23	208	4 220 „	51 926 „
Nickelerze „ .	2	16	6 793 „	20 433 „
Manganerze . .	155	1262	496 624 „	580 561 „
Schwerspat . .	18	68	27 073 „	3 500 „
Dachsfiefer . .	119	568	27 722 Reich*)	117 595 „
Wallererde „ .	14	23	8 734 Ztr.	2 890 „
Thonerde . . .	66	110	248 702 „	17 640 „

In Hütten- und Hammerwerken wurden produziert:

	Werke	Arbeiter		Wert
Roheisen }	16	1567	{ 410 033 Ztr.	1 640 120 fl.
Gußwaren} . .			{ 58 965 „	530 624 „
Stabeisen . . .	20	288	55 595 „	489 192 „
Schwarzblech .	2	63	15 595 „	210 465 „
Blei und . . .			{ 29 349 „	356 488 „
Bleihalt. Prod. }			{ 9 399 „	112 536 „
Kupfer	1	20	503 „	34 946 „
Nickel	1	10	57 „	17 755 „
Silber	3	231	11 813 Mark**)	287 825 „

*) Nassauisches Dachsfiefermaß. Ein Reich gleich 3 Meter.

**) Eine Mark gleich etwa 234 Gramm.